

Einleitung

Der Systemtheorie Luhmannscher Fassung wird vorgeworfen, weder die Geschlechterdifferenz (vgl. Runte 1994) noch soziale Schichtung (vgl. Schwinn 1998) erfassen zu können. In der Tat betont die Systemtheorie, dass die funktionale Differenzierung der Gesellschaft nicht auf Ungleichheiten solcher Art basiert, sondern dass die Individuen als Umwelt von Gesellschaft zumindest über die sogenannten Publikumsrollen gleichermaßen in die verschiedenen Funktionsbereiche inkludiert sind (dazu Stichweh 1988): Alle können, unabhängig von Geschlecht oder sozialer Schicht, etwas kaufen, heiraten, wählen oder wohlfahrtsstaatliche Leistungen erhalten, einen Gottesdienst besuchen, an Bildung teilhaben, etc. Diese Annahme macht es unmöglich, in Geschlecht oder sozialer Schicht ein „Strukturprinzip“ dieser modernen Gesellschaft zu sehen (dazu z.B. Bohn 1991). Entsprechend muss davon ausgegangen werden, dass weder eines der beiden Geschlechter noch eine soziale Schicht oder Klasse Repräsentant dieser Gesellschaft sein kann (vgl. dazu auch Luhmann 1985).

Begriffe wie vom Patriarchat, mit denen eine ‚männliche‘ Gesellschaftsstruktur bezeichnet werden soll, sind vor diesem Hintergrund unhaltbar. Vielmehr wird deutlich, dass ihr Gebrauch erst innerhalb eines gesellschaftlichen Kontextes greifen konnte, in dem der „über das Geschlecht laufende Zuweisungszusammenhang an Bedeutung verliert“, denn erst dann „kommt die Frage der Gleichheit von Sachlagen und Chancen auf. Erst wenn das Geschlecht keinen Unterschied mehr macht, darf es dann auch keinen Unterschied mehr machen“ (Luhmann 1988a: 57). Damit ist aber nicht nur gesagt, dass Geschlecht für die Gesellschaft keine Strukturkategorie ist, sondern zugleich, dass die Geschlechterdifferenz auch weiterhin durchaus eine Unterscheidung ist, die einen Unterschied macht. Doch Luhmann hat sich für solche Unterschiede niemals interessiert, für ihn waren sie „wissenschaftlich uninteressante Tatsachenberichte“ (Luhmann 1988a: 58).

Dass man sich mit solchen Statements in der Frauen- bzw. Geschlechterforschung nicht gerade beliebt macht, wird durch die Rezeptionslücke der Systemtheorie in diesem Forschungsbereich negativ dokumentiert. Neben gähnender Leere findet man lediglich einige kritische Texte zum Thema, die die Ergiebigkeit der Systemtheorie bezweifeln (vgl. Bergbahn 1994; Cornell 1996; Runte 1994; Teubner 2001). Ursula Paseros Arbeiten (1994a; 1994b; 1995;

1999) sind die ersten, die auf die Fruchtbarkeit der Systemtheorie für die Geschlechterforschung verweisen. Darüber hinaus sind in jüngerer Zeit Versuche zur systematischen Analyse der Geschlechterdifferenz in systemtheoretischer Perspektive erschienen (vgl. Weinbach/Stichweh 2001; Weinbach 2002; Pase-ro/Weinbach 2003; Weinbach 2004a; Weinbach 2004b; Kampmann/Karentzos/Küpper 2004). Mit dieser Arbeit nun liegt die erste Monographie zum Thema vor, und damit ein umfassenderer Versuch, das Potential der Systemtheorie für die Geschlechterforschung zu nutzen. Sie sieht in der Beantwortung der Frage, worin der Geschlechterunterschied in einer Gesellschaft besteht, in der die Geschlechterdifferenz keinen Unterschied mehr macht, die eigentliche Herausforderung der aktuellen Geschlechtertheorie. Dafür eignet sich, so wird hier behauptet, die Systemtheorie Luhmanns besonders gut.

Die Suche nach einer Antwort kommt um eine Verortung ihres Gegenstandes nicht herum. Wo genau ist die Geschlechterdifferenz in der funktional differenzierten Gesellschaft von Relevanz? Wo nicht? So wird eine Gesellschaftstheorie nötig, die über eine individuumszentrierte Perspektive hinausreicht und Gesellschaft als eigenständiges Phänomen begreifen kann. Folgt man Luhmann, dann kann sich der Fokus unmöglich auf die in Funktionsbereiche unterteilte, an binären Codes und abstrakten Programmen orientierte Gesellschaftsstruktur richten. Der übliche, auf die Situation von interagierenden Individuen beschränkte Zugang erscheint uns dagegen zwar wegweisend, aber keineswegs befriedigend zu sein. Die Schwäche des „doing gender“-Ansatzes liegt doch gerade in der Notwendigkeit, überindividuelle Kommunikationsstrukturen (auch gerne „Wissen“ der Individuen genannt) zwar kontextuell berücksichtigen zu müssen (vgl. Hirschauer 2001), sie jedoch nicht explizieren und theoretisch fruchtbar machen zu können. Selbst der diskurstheoretische Ansatz Judith Butlers bleibt, wie wir u.a. zeigen werden, im Prinzip auf die Perspektive des Individuums beschränkt. Es ist also kein Wunder, dass sich die Rezeption ihrer Schriften am Status dieses Individuums abarbeitet (dazu Weinbach 1999: 300ff.). In der Systemtheorie dagegen wird die Kommunikation als in drei Kommunikationssystemtypen differenziert gedacht, in Interaktion, Organisation und Gesellschaft (Funktionssysteme). Man kann daher immer genau angeben, von welchem Kommunikationsbereich man bei der Beobachtung von Inklusionsverhältnissen spricht. Beobachtet man die sogenannten ‚Individuen‘, dann ist ihre Rahmung durch den entsprechenden Kommunikationsbereich für das Verständnis der an sie gerichteten Erwartungen von zentraler Bedeutung. Denn Personen gelten der Systemtheorie als Produkt von Kommunikation und fungieren als kommunikatives Erwartungsbündel. Darüber hinaus haben sie eine weitere Funktion: Sie ‚binden‘ das Bewusstseinssystem in die

Kommunikation ein. Somit stößt man auf eine weitere Systemtypenunterscheidung: auf die Unterscheidung von Bewusstseins- und Kommunikationssystemen. Die Person dient der strukturellen Kopplung dieser beiden Systeme und hat damit Auswirkungen auf ihre Strukturgenese.

Vor diesem Hintergrund lässt sich unser Untersuchungsgegenstand gut eingrenzen: Der Ausgangspunkt kann nur die Person als Bündel von Kommunikationserwartungen sein. Von hier aus scheint die Analyse sowohl des Bewusstseinsystems als auch die der verschiedenen Kommunikationssysteme hinsichtlich der Frage nach der Bedeutung der Geschlechterdifferenz möglich zu sein. Denn die Person ist stets geschlechtlich definiert und die durch sie gebündelten Erwartungen von der empirischen Stereotypenforschung gut erforscht. Dabei wollen wir jedoch nicht stehen bleiben. Vielmehr interessiert uns die Frage, ob es einen Zusammenhang gibt zwischen der geschlechtlich gefassten Person als sexuiertes Bündel von Erwartungen einerseits und den in die verschiedenen Kommunikationsbereiche implementierten Erwartungen andererseits. Sind, anders ausgedrückt, in die spezifischen Kommunikationsbereiche Erwartungen eingelassen, die eher mit als typisch männlich geltenden Erwartungsbündel (= männliche Person) korrespondieren und umgekehrt? Welche Inklusionshindernisse resultieren daraus für Personen mit dem ‚unpassenderen‘ Geschlecht? Unsere systemtheoretisch geleitete Untersuchung bestätigt die Existenz einer solchen Korrespondenz hinsichtlich der Passung von Kommunikationsstruktur und stets sexuierter Person. Wir gebrauchen zur Untersuchung dieser These attributionstheoretische Elemente zur näheren Definition sexuierter Erwartungen und kommunikationsmedientheoretische Elemente aus Luhmanns Systemtheorie zum Zwecke der Analyse kommunikationssystemtypischer Erwartungen. Vor diesem Hintergrund entwickeln wir einen Geschlechtsrollenbegriff, der abstrakt genug gefasst ist, um die trotz aller Stabilität im Geschlechterverhältnisses beobachtbaren ‚abweichenden‘ Rollenübernahmen und Verschiebungen berücksichtigen zu können.

Zum Aufbau der Arbeit:

Das *erste Kapitel* klärt die grundlegenden theoretischen Begriffe dieser Arbeit, das sind Sinn, Selbstreferenz und Autopoiesis (Abschnitt 1.1) einerseits und die Sinnform Person (Abschnitt 1.2) andererseits. Die dort vorgestellte Leseweise bildet den Ausgangspunkt für die weitere Argumentation.

Das *zweite Kapitel* führt in den Bewusstseinsystembegriff ein (Abschnitt 2.1) und ergänzt ihn durch ein stets geschlechtlich gefasstes Selbstbeschreibungskonzept, das dem Bewusstsein als Kontingenzformel dient (Abschnitt 2.2). Sich als männliche bzw. weibliche Individuen begreifende Be-

wusstseine, so die These, unterscheiden sich damit nicht nur hinsichtlich ihres unterschiedlich gefassten Selbstbeschreibungskonzeptes, sondern auch hinsichtlich damit verbundener unterschiedlicher Erwartungen, die sie an sich selbst richten: Die Struktur des Bewusstseinssystems variiert in Abhängigkeit von seinem Selbstverständnis als männliches oder weibliches Individuum. Mit Hilfe der Attributionstheorie lassen sich solche strukturellen Unterschiede gut aufzeigen und in den Bewusstseinssystembegriff problemlos integrieren (Abschnitt 3). So beschreiben sich z.B. ‚männliche Bewusstseine‘ typischerweise mit instrumentellen Eigenschaften, die einen ganz anderen Umweltbezug von ihnen einfordern als wenn sie, wie dies typischerweise ‚weibliche Bewusstseine‘ tun, auf expressive Eigenschaften rekurrierten. Es sind somit Unterschiede im Umgang mit der Unterscheidung von System und Umwelt, durch die jedes System erst konstituiert ist, verbunden. ‚Männliche‘ und ‚weibliche‘ Bewusstseinssysteme nehmen eine unterschiedliche ‚Haltung‘ zu sich und ihrer Umwelt ein.

Das *dritte Kapitel* widmet sich der Kommunikation (Abschnitt 3.1). Auf welche unterschiedliche Weise werden Erwartungen durch männliche und weibliche Personen gebündelt und welche Auswirkungen hat diese Differenz auf die Kommunikationsstruktur? Um diesen Fragen nachzugehen, wird die Interaktionskommunikation zuerst als Interaktionsprozess und dann als Interaktionssystem beobachtet (Abschnitte 3.2 und 3.3). Die Person rückt dabei auf jeweils unterschiedliche Weise in den Blick: Bezüglich des Interaktionsprozesses lässt sich mit Hilfe von soziolinguistischen Studien zeigen, dass in Interaktionen mit weiblichen Personen ein Umweltkonsens hergestellt wird, während in Interaktionen mit männlichen Personen immer wieder auf die Kontingenz ihres Handelns hingewiesen wird. Es macht also durchaus einen Unterschied für die Kommunikationsstruktur, welchen Geschlechts die teilnehmenden Personen sind. Zielt der Fokus auf das Interaktionssystem, wird deutlich, wie unterschiedlich männliche und weibliche Personen während spezifischer, auch geschlechtsneutraler Rollenübernahmen von der Kommunikation beobachtet werden. Die Unterscheidung von Person und Rolle scheint uns hier ganz zentral zu sein. Vor dem Hintergrund der Ergebnisse und unter Einbeziehung der Geschlechterstereotypenforschung entwickeln wir einen völlig den veränderten Geschlechterverhältnissen angemessenen Geschlechtsrollenbegriff (Abschnitt 3.4). In einem Exkurs nehmen wir schließlich einen kurzen Vergleich unseres Konzepts mit dem interaktionistischen Konzept von Stefan Hirschauer vor (Abschnitt 3.5), um die Schwierigkeiten individuumszentrierter Ansätze aufzuzeigen und für eine systemtheoretische Perspektive zu werben.

Geht man nun im Anschluss an den durch die Geschlechterforschung gut abgesicherten Befund davon aus, dass sich die Geschlechterdifferenz, und damit die Geschlechtsrollen, vor allem durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung reproduziert, dann muss das *vierte Kapitel* diesem Tatbestand Rechnung tragen. Wir fragen darum nach den spezifischen Rahmenbedingungen von Interaktionskommunikation in den Systemen Familie und Organisation. Welchen Einfluss hat die Struktur der beiden Systeme auf die Erwartungen innerhalb der durch sie gerahmten Interaktionskommunikationssysteme? Wir werden zeigen, dass mit einer weiblichen Person verknüpfte Erwartungen besser mit der Rolle einer Hausfrau und Mutter innerhalb der Familie ‚zusammenpassen‘ als männliche Personen (Abschnitt 4.1), und dass dies umgekehrt für die Rolle des Entscheiders in Organisationen gilt (Abschnitt 4.2).

Im *fünften und letzten Kapitel* setzen wir uns mit den konstruktivistischen Ansätzen von Judith Butler (Abschnitt 5.1), Gesa Lindemann (Abschnitt 5.2) und den auf Bourdieu bezogenen Arbeiten von Beate Kraus (Abschnitt 5.3) auseinander. Gezeigt werden sollen einerseits die Gemeinsamkeiten dieser Konzepte mit unserem systemtheoretisch geleiteten Entwurf. Andererseits soll auf ihren Mangel an Gesellschaftstheorie und ihr damit verbundenes Erklärungsdefizit verwiesen werden.

Auch wenn die Geschlechterdifferenz in der funktional differenzierten Gesellschaft also nicht als Strukturprinzip betrachtet werden kann, ist sie dennoch nicht ohne Funktion. Im Gegenteil: Wir wollen zeigen, dass es Interaktionsstrukturen gibt, deren Erwartungen mit denen durch männliche bzw. weibliche Personen gebündelten Erwartungen besser korrespondieren als mit denen des jeweils anderen Geschlechts. Dies ist ein Ergebnis, das man von einer systemtheoretischen Analyse sicherlich nicht so ohne weiteres erwartet hätte.